

# Geschichte der Kommunikationswissenschaft als Generationengeschichte

Autor(en): **Meyen, Michael**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Studies in Communication Sciences : journal of the Swiss Association of Communication and Media Research**

Band (Jahr): **7 (2007)**

Heft 1

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-791066>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Full Papers

Studies in Communication Sciences 7/1 (2007) 11–37

MICHAEL MEYEN\*

### GESCHICHTE DER KOMMUNIKATIONSWISSENSCHAFT ALS GENERATIONSGESCHICHTE ÜBER DEN EINFLUSS PRÄGENDER LEBENSERFAHRUNGEN DER ZENTRALEN AKTEURE AUF DIE ENTWICKLUNG EINER AKADEMISCHEN DISZIPLIN IM DEUTSCHSPRACHIGEN RAUM

This article presumes that the identity-forming process of communication science in German-speaking countries is better understood if this process is presented from a generational perspective. Taking into account that the identity of an academic discipline is defined by the people who are pursuing it, it is indirectly also influenced by the social situation and the experiences that these people were shaped by.

Five generation types were distinguished by means of the criterion “degree of institutionalization of the Communication Science:” the ancestors, the founding fathers, the first borns, the new founders and the Young Turks. The study shows the influence of the generation structure on the definition of the subject and its position within the scientific sphere. Neither the founding fathers, who still were distanced from that new subject, nor the more recent founders were able to define the borders of the subject and to agree upon a common perspective. Only the first-borns and particularly the Young Turks – a generation of scholars socialized by the subject itself and strongly resembling the upcoming generation of the subject’s representatives – advanced in that matter.

A prediction is indeed hard to make as the internal subjects’ generation structure is blurred due to reestablishments and enormous institutional extensions. However, the appointment policy cannot evade important criteria such as origin discipline or practice reference.

*Keywords:* history of subject, subject identity, scientific alteration, practice reference.

\* Universität München, Institut für Kommunikationswissenschaft und Medienforschung, meyen@ifkw.lmu.de

Dieser Beitrag geht davon aus, dass die Identitätsbildung der Kommunikationswissenschaft im deutschsprachigen Raum besser zu verstehen ist, wenn man die Entwicklung des Fachs als Generationengeschichte schreibt (Burkart & Wolf 2002). Dahinter steht die These, dass die Identität einer akademischen Disziplin von den Personen definiert wird, die diese Disziplin betreiben, und damit zumindest mittelbar auch von der gesellschaftlichen Situation und von den Erlebnissen, durch die diese Personen geprägt wurden. Wer nach der Identität der Kommunikationswissenschaft fragt, kann folglich den biographischen Hintergrund und die Sozialisation der zentralen Akteure des Fachs nicht ausblenden. Diese Forderung zielt in erster Linie auf die Professoren, weil sie die organisatorischen Entscheidungen treffen, tendenziell am längsten im Wissenschaftsbetrieb verweilen und ausserdem über die Ressourcen verfügen, ihr Wissenschaftsverständnis um- und durchzusetzen.

Obwohl Karl Mannheim bereits 1931 darauf hingewiesen hat, dass Denkinhalte durch den sozialen Standort der Denkenden bestimmt werden und hier vor allem durch den Beruf, durch den religiösen Hintergrund und durch die jeweiligen Generationserfahrungen (Mannheim 1931), stellt die moderne Wissenschaftssoziologie diese Zusammenhänge bestenfalls exemplarisch dar (vgl. Renn 1992; Bude 2002; Löblich 2004a) oder verkürzt sie stark. Wissenschaftliche Entwicklung wird dort in der Tradition von Thomas S. Kuhn (1962) in aller Regel entweder über soziale Machtkämpfe erklärt (vgl. Bourdieu 1998), über Kommunikationsprozesse innerhalb der Wissenschaft oder über externe Einflussfaktoren (vgl. Heintz 1993: 537–541). In seiner Theorie «wissenschaftlicher Revolutionen» hatte Kuhn für den Wechsel fachlicher Positionen und die Übernahme eines neuen Paradigmas Gründe genannt, die «ausserhalb der normalen Wissenschaft liegen» (Kuhn 1976: 122) – das Auftauchen neuer Tatsachen und Probleme zum Beispiel oder «äussere Faktoren» wie etwa den sozialen Druck in Sachen Kalenderreform, mit dem er die Kopernikanische Wende begründet hat (Kuhn 1976: 82). In Zeiten der «normalen Wissenschaft» werden Paradigmen Kuhn zufolge durch Sozialisation und Institutionalisierung vermittelt: durch Studienpläne und Lehrbücher, durch die Einrichtung von Lehrstühlen, Zeitschriften und Fachgesellschaften.

Diese Annahme von der «Vermittlung» der Regeln und Normen, die in einer «scientific community» wie der Kommunikationswissenschaft

geteilt werden, widerspricht nicht nur Mannheims «Theorie von der Seinsverbundenheit des Wissens» und der dort herausgestellten Bedeutung von persönlichen Erfahrungen. Wie in jeder Gesellschaft wird auch die Identität jeder akademischen Disziplin durch die «Risikoschwelle» Generationswechsel bedroht (vgl. Weidenfeld 1988: 192–194). Da jüngere Wissenschaftler dem «Generations-Zwang» unterliegen, sich «mit alternativen Programmen gegenüber älteren, etablierten Wissenschaftlern zu profilieren» (Mayer 1992: 14), und da wissenschaftliche Innovationen ausserdem häufig mit einem Generationswechsel zusammenhängen (Burkart & Wolf 2002: 422; vgl. Mayer 1992: 26), kommt Wissenschaftsforschung an der Generationsfrage nicht vorbei.

Für die Kommunikationswissenschaft ist diese Frage aus zwei Gründen besonders interessant. Zum einen ist gerade bei einer relativ kleinen und jungen Disziplin von einem starken Einfluss der einzelnen Wissenschaftlerpersönlichkeiten auszugehen (vgl. Kutsch & Pöttker 1997: 10; Meyen 2004: 194). Im deutschsprachigen Raum waren die Kommunikationswissenschaft und ihre Vorläufer länger als ein halbes Jahrhundert nur an wenigen Universitäten vertreten und auch dort jeweils nur mit einer einzigen Professur. Diese wenigen Personen haben bestimmt, was Zeitungs-, Publizistik- oder Kommunikationswissenschaft sein soll. Zum anderen hat das Fach nach dem Zweiten Weltkrieg all das erlebt, was bei Thomas S. Kuhn zu einer «wissenschaftlichen Revolution» gehört: eine Krise und den anschliessenden Wandel von der historisch-philologisch arbeitenden Zeitungs- bzw. Publizistikwissenschaft zur empirisch-quantitativ orientierten Kommunikationswissenschaft nach US-Vorbild (vgl. Löblich 2007). Dieser Paradigmenwechsel wird in der Literatur mit dem Aufkommen des Fernsehens und der insgesamt wachsenden Bedeutung medial vermittelter Kommunikation, mit den theoretischen und methodischen Entwicklungen in den Nachbardisziplinen sowie mit dem Wunsch nach politischer Rehabilitierung begründet (vgl. exemplarisch Beth 1976; Hardt 2002). Eingeleitet wurde die «sozialwissenschaftliche Wende» von einer neuen Professoren generation: von Fach- und Universitätsfremden, die wie Henk Prakke (Münster), Fritz Eberhard (Berlin) oder Otto B. Roegele (München) häufig aus dem Medienbereich kamen und die nicht nur für inhaltliche Veränderungen stehen, sondern auch für den Beginn eines enormen institutionellen Ausbaus. Gab es 1970 in Deutschland nur

sieben Professuren für Kommunikations-, Publizistik- oder Zeitungswissenschaft, stieg diese Zahl bis 1990 auf 54 (Meyen 2004: 199). Österreich und die Schweiz haben ein ähnliches Wachstum erlebt, wenn auch auf niedrigerem Niveau und mit leichter Verzögerung (vgl. Saxer 2005; Jarren 2000; Maier-Rabler 2000). Für die Identität des Faches dürfte diese sehr schnelle Expansion schon deshalb nicht folgenlos geblieben sein, weil Lehrende mit ganz unterschiedlichen «wissenschaftlich-disziplinären Hintergründen» rekrutiert werden mussten (Brosius 2003: 401).

Dass das Generationenkonzept für die Analyse wissenschaftlichen Wandels bisher eher selten eingesetzt wurde, hat sowohl methodische als auch theoretische Gründe. Deshalb werden zunächst die Probleme diskutiert, die mit diesem Konzept verbunden sind. Anschliessend wird begründet, warum sich der «Institutionalisierungsgrad der Kommunikationswissenschaft» als Kriterium für die Konstruktion von Generationen eignet. Ausserdem wird kurz auf die Quellen und auf methodische Schwierigkeiten eingegangen, bevor im Hauptteil die fünf Generationen vorgestellt werden, die das Fach von seinen Anfängen bis zu Beginn des 21. Jahrhunderts geprägt haben. Wegen des fehlenden Abstands wird die aktuelle Situation im Schlussteil, der zugleich ein Fazit ist, summarisch behandelt.

## 1. Generation und Fachverständnis in der Kommunikationswissenschaft

Ausgangspunkt der Literatur zum Generationen-Konzept sind zwei klassische Texte von Wilhelm Dilthey und Karl Mannheim (vgl. Herrmann 2006: 28–34; Ehmig 2000: 64–72). Für Dilthey war die «Gleichzeitigkeit» entscheidend: Individuen, die «gewissermassen nebeneinander emporwachsen», die «in den Jahren der Empfänglichkeit dieselben leitenden Einwirkungen erfahren, machen zusammen eine Generation aus» (Dilthey 1924: 38). Schon Dilthey hat darauf hingewiesen, dass sich Generationen keineswegs selbst als solche verstehen müssen, sondern eine «Konstruktion des Historikers» sein können (Herrmann 2006: 29–30) – ein analytisches Instrument, das hilft, Unterschiede zwischen einzelnen Personen oder sozialen Wandel zu verstehen. Karl Mannheim hat Diltheys Generationsbegriff stufenweise ausdifferenziert (Mannheim 1928). Er unterschied Generationslagerungen (Menschen, die in benachbarten

Jahrgängen geboren wurden, im selben sozialen Raum leben und dadurch in ihrer Jugend an denselben Ereignissen teilhaben), Generationenzusammenhänge (Menschen, die durch diese Ereignisse besonders beeindruckt werden und sich dadurch miteinander verbunden fühlen) und Generationseinheiten (Menschen, die nicht nur die gleichen Ereignisse erlebt, sondern diese auch noch auf die gleiche Weise verarbeitet haben). Eine Generation bestimmt sich folglich aus der «Differenz zu anderen Generationen» und bildet zwar eine «Problemeinheit», aber keine «Einheit der Lösungen»: Aus «einer gemeinsam durchlebten Situation» können sehr unterschiedliche Konsequenzen gezogen werden (Bude 2005: 190–191).

Sowohl Dilthey als auch Mannheim haben Generationen nicht als «Abfolge von Nachkommen» betrachtet und auch nicht als Kohorten, sondern als «Schicksalsgemeinschaften Gleichaltriger» (Ehmig 2000: 14–16; Schmied 1984: 242–244). Der Begriff Schicksal bezieht sich hier vor allem auf das späte Jugendalter, auf eine Lebensphase, in der Menschen für neue Erfahrungen besonders aufgeschlossen sind und in der sie Wahrnehmungsmuster ausbilden, die sie «wie eine Art Filter» ein Leben lang begleiten (vgl. Boldt & Stutz 2006: 70). Wenn Generationen nicht parallel zum biologischen Kohorten-Rhythmus auftreten, sondern in Abhängigkeit vom sozialen und kulturellen Wandel (Boldt & Stutz 2006: 68), dann dürfte die «gemeinsam durchlebte Situation» (Bude 2005: 191) mindestens genauso wichtig sein wie der Geburtsjahrgang (vgl. Herrmann 2006: 33–34).

Die Abfolge von Professoren-Generationen lässt sich mit der Metapher von «Eltern», «Kindern» und «Enkeln» ohnehin nur unzureichend beschreiben (vgl. Burkart & Wolf 2002: 422–423). Ein Professor kann nacheinander mehrere Assistenten-Generationen ausbilden und zu Kollegen heranwachsen sehen. Neben solchen Überschneidungen kann es passieren, dass einzelne Generationen bei Berufungen übersprungen werden, und ausserdem sind Wissenschaftler sehr lange im «berufungsfähigen Alter». Wer mit 50 Jahren Professor wird, dürfte sich von den Altersgenossen unterscheiden, die schon mit 35 auf eine solche Stelle gekommen sind. Von thematischen Abgrenzungen gerade in ausdifferenzierten akademischen Disziplinen ist dabei noch gar nicht die Rede. Dazu kommt ein weiteres Problem: Wie kann «der kollektive Erfahrungs- und

Erlebniszusammenhang» erfasst werden (Burkart & Wolf 2002: 422) – jenes «gemeinsame Präge- und Wirkungserlebnis, aus dem sich die Evidenz einer Gemeinsamkeit trotz des Unterschieds von Herkunft, Religion oder ethnischer Zugehörigkeit ergibt» (Bude 2005: 188)? Der schon mehrfach zitierte Versuch von Günter Burkart und Jürgen Wolf (2002), die «Generationsdynamik» in der westdeutschen Soziologie nach 1945 zu beschreiben, hat dieses Problem pragmatisch gelöst. Neben Ereignissen aus der allgemeinen Geschichte (Kindheit im Ersten Weltkrieg und in den Wirren danach, Machtübernahme durch die Nationalsozialisten, «das Jahr 1945», Wirtschaftswunder, Achtundsechzig) wurde lediglich die Dimension «Berufungsalter» berücksichtigt. Die auf dieser Basis geschriebene «Generationengeschichte» ist so eigentlich eine «Kohortengeschichte», die vieles von dem, was das Selbstverständnis eines Wissenschaftlers prägt, nur zufällig und essayistisch abhandeln kann.

Die in diesem Beitrag konstruierte Generationengeschichte der Kommunikationswissenschaft im deutschsprachigen Raum stützt sich deshalb auf ein Kategoriensystem, das Dirk Kaesler für die Analyse der frühen deutschen Soziologie entwickelt hat (vgl. Kaesler 1984: 9–28). Kaesler ging erstens davon aus, dass sich die «Ideengestalt» und die «Sozialgestalt» eines Fachs wechselseitig beeinflussen. Während «Sozialgestalt» die soziale Organisation einer Wissenschaft meint (Institute, Publikationsorgane, Tagungen, Fachgesellschaften), ersetzt die Dimension Ideengestalt den Paradigma-Begriff. Kaesler fragte hier nach dem Welt- und nach dem Menschenbild, nach dem davon abhängenden Wissenschaftsverständnis sowie nach dem methodologischen und heuristischen Zugriff und behauptete zweitens, dass die Probleme und Themen, denen sich ein Soziologe zuwendet, nicht nur mit der «Sozialgestalt» des Faches zusammenhängen, sondern auch mit dem «Milieu», aus dem er stammt (vgl. Averbek & Kutsch 2002: 59). Die Dimension «Milieu» macht dabei das operationalisierbar, was Karl Mannheim in seinem Generationen-Konzept «Bewusstseins-» oder «Erlebnisschichtung» genannt hat (Mannheim 1928: 536). Kaesler unterschied das «Ursprungs-Milieu» (Geburtskohorte, Schichtzugehörigkeit, religiöser, politischer und regionaler Hintergrund), das «Milieu der sekundären Sozialisation» (Schule und Studium) sowie das «Milieu der (eigenen) akademischen Karriere» (Heimatuniversität, Lehrfach, Status, ausserakademische Karrieren). Eine bestimmte

Kombination dieser Milieus habe jeweils eine «andere Soziologie» erzeugt als davon abweichende Kombinationen (Kaesler 1984: 23–28, 327).

Wenn die Herausbildung eines individuellen Fachverständnisses zum einen von der Sozialgestalt einer Disziplin abhängt und zum anderen sehr stark von der akademischen Sozialisation, dann scheint es gerechtfertigt, den *Institutionalisierungsgrad der Kommunikationswissenschaft* als generationstiftendes Erlebnis zu definieren – ein «Erlebnis», das die Professoren des Fachs sowohl in ihrer Studien- oder Assistentenzeit gehabt haben können als auch bei der Berufung. Der Begriff «Institutionalisierungsgrad» meint dabei nicht nur die Zahl der Institute, der Professuren und der Mitarbeiterstellen oder die finanziellen Mittel, sondern auch die Reputation des Faches in der Universität, in der Gesellschaft und hier vor allem im Mediensystem. Anders als zum Beispiel die Soziologie ist die Zeitungswissenschaft aus pragmatischen Gründen und ohne theoretischen Unterbau an die Universität gebracht worden. Die Existenzberechtigung des Faches war von Anfang an umstritten, sicher auch, weil der Anstoss für die Institutionalisierung von aussen kam, von Verlegern und von Journalisten, die über akademische Ausbildungsmöglichkeiten und die Etablierung einer Wissenschaft von der Zeitung das Ansehen der Presse und des Berufsstandes heben wollten (vgl. vom Bruch 1980; Bohrmann 1986). Da sich das Fach heute vielleicht stärker als je zuvor vor allem durch die Ausbildungskompetenz für Medienberufe legitimiert, die ihm von den Studierenden zugeschrieben wird, dürfte das Verhältnis zur journalistischen Praxis neben den von Kaesler in der Dimension «Ideengestalt» genannten Kriterien nach wie vor ein zentrales Element im Fachverständnis eines Kommunikationswissenschaftlers sein.

Dass in diesem Beitrag mit Hilfe des Kriteriums «Institutionalisierungsgrad der Kommunikationswissenschaft» Idealtypen konstruiert werden (vgl. Weber 1964), hat auch mit der Quellenlage zu tun. Eine Generationsgeschichte des Fachs kann nur in Ausnahmefällen auf die «Selbstbeschreibung und Selbstdeutung» (Herrmann 2006: 23) der Akteure zurückgreifen (vgl. d'Ester 1951; Kutsch & Pöttker 1997; Noelle-Neumann 2006) und damit weder systematisch nach dem Einfluss des «Ursprungs-Milieus» fragen noch nach der individuellen Wahrnehmung von Ereignissen aus der «grossen Politik». Der biographische Zugang, der in der Geschichtsschreibung des Faches dominiert (vgl. die Auswahlbiblio-



graphie in Averbeck & Kutsch 2002: 64–66), erlaubt dagegen die Verortung der Professoren im akademischen Milieu. Für die jüngeren Geburtskohorten wurden daneben die Personaleinträge in der Fachzeitschrift «Publizistik», die Selbstdarstellungen im Internet sowie biographisch angelegte Interviews ausgewertet, die in den vergangenen Semestern am Institut für Kommunikationswissenschaft und Medienforschung der Universität München geführt worden sind. Dieses Verfahren bringt es mit sich, dass die Wahrnehmung von Generationen durch Personen verzerrt werden kann, deren Lebenslauf besonders gut dokumentiert ist.

Jede Geschichte der Kommunikationswissenschaft steht ausserdem vor dem Problem, die Grenzen des Fachs bestimmen zu müssen. Eine befriedigende Lösung ist angesichts der Vielfalt der Instituts- und Lehrstuhlbezeichnungen<sup>1</sup> und des unklaren äusseren Erscheinungsbildes nicht in Sicht (vgl. DGPuK, 2001). Die hier präsentierte Generationsgeschichte beschränkt sich auf den «Kern des Faches» (Meyen 2004: 197) – auf jene Aufzählung von Institutionen, die bis 2002 im Impressum der «Publizistik» zu finden war (ergänzt durch Mannheim, Koblenz-Landau, Trier und Lüneburg), sowie auf die Personen, die von der in diesen Einrichtungen konstruierten Fachgeschichte der Kommunikationswissenschaft «zugeschlagen» werden. Damit konzentriert sich der Beitrag auf den sozialwissenschaftlich orientierten Zweig des Faches sowie auf Vertreter, die sich mit Massenmedien und öffentlichen Kommunikationsprozessen beschäftigen. Die Grösse des Fachs hat eine Vollerhebung erlaubt. Insgesamt wurden etwas mehr als 200 Personen erfasst, die an einer kommunikationswissenschaftlichen Einrichtung als Professor bzw. als Professorin lehren oder gelehrt haben. Dass es sich bei diesen Personen zum allergrössten Teil nicht um Frauen handelt, entschuldigt möglicherweise die «männlichen Metaphern» bei der Benennung der Generationen, die in einer Review bemängelt worden sind (zum Thema Frauen an Hochschulen vgl. Lind 2004; Zimmer et al. 2007). Erhebungsgegenstand waren die Kategorien, die Kaesler in der Dimension «Milieu» genannt hat. Sozial-

<sup>1</sup> Publizistikwissenschaft, Journalistik, Medienwissenschaft, Medienforschung Kommunikationswissenschaft und Kombinationen dieser Bezeichnungen. In diesem Text wird das Fach durchgehend Kommunikationswissenschaft genannt, auch wenn sich nicht jeder Fachvertreter mit diesem Begriff identifizieren dürfte.

und Ideengestalt des Faches wurden aus der Literatur zur Disziplingeschichte rekonstruiert.

## 2. Die Ahnen: Akademische Journalistenausbildung

Normalerweise beginnt jede Fachgeschichte der Kommunikationswissenschaft im deutschsprachigen Raum mit Karl Bücher (1847 bis 1930). Der Nationalökonom hatte 1878 bis 1880 bei der «Frankfurter Zeitung» gearbeitet und sich später immer wieder mit der Presse beschäftigt: schon in Basel, wo er in den 1880er Jahren Vorlesungen über das Zeitungswesen hielt, dann in zahlreichen Veröffentlichungen (vgl. Bücher 1926) und zuletzt als Gründer des Instituts für Zeitungskunde an der Universität Leipzig im Jahr 1916. Bücher setzte Zeitungskunde 1921 als Promotionsfach durch (was in der Weimarer Republik nur in Leipzig gelang) und kündigte solange Semester für Semester Lehrveranstaltungen an, bis 1926 der erste ordentliche Lehrstuhl des Fachs besetzt werden konnte.

Trotz dieser organisatorischen Leistungen spricht einiges dafür, Karl Bücher nicht zur Generation der «Gründerväter» zu zählen, sondern zu den «Ahnen» des Faches – zu einer Generation, zu der die etwas jüngeren Michael Bühler (1853 bis 1925), Adolf Koch (1855 bis 1922) und Oskar Wettstein (1866 bis 1952) gehören. Diese «Ahnen» kamen wie Karl Bücher aus dem Journalismus und stehen wie er für die Anfänge der akademischen Journalistenausbildung. Reguläre Universitäts-Stellen waren damit allerdings ebenso wenig verbunden wie die Entwicklung einer eigenen wissenschaftlichen Perspektive auf die Gegenstände Zeitung oder öffentliche Kommunikation. Adolf Koch, habilitierter Historiker, leitete von 1897 bis 1912 an der Universität Heidelberg ein Journalistisches Seminar. Der Jurist Wettstein war ab 1895 Redakteur der «Zürcher Post», startete eine politische Laufbahn und wurde gewissermassen «nebenbei» 1903 Privatdozent und Leiter eines Journalistischen Seminars an der Universität Zürich (vgl. Göppner 2005). Im gleichen Jahr begann Michael Bühler als Dozent für Zeitungskunde an der Universität Bern – wie Wettstein ein ausgebildeter Jurist, der im «Hauptberuf» Politiker und Redakteur blieb (vgl. Meier 2005).

Adolf Kochs akademische Karriere scheiterte in Heidelberg an dem Misstrauen, mit dem die Professoren die Tagespresse und den Trend in

Richtung Massengesellschaft beobachteten (vgl. vom Bruch 1980: 126), und vielleicht auch an seiner jüdischen Herkunft (Bohrmann 1986: 97–98). Obwohl Kochs Mischung aus Vorträgen, praktischen Übungen und Exkursionen auf grosse Resonanz stiess, lehnte die Philosophische Fakultät 1902 einen Lehrauftrag für die Geschichte der Presse und des Journalismus ab. Später musste Koch die Universität nach einem Disziplinarverfahren sogar verlassen (vgl. Obst 1986). Mehr als eine akademische Journalistenausbildung hatte allerdings auch Adolf Koch nicht im Sinn. Mit ihren Angeboten reagierten die «Ahnen» auf die Veränderungen im Pressewesen. Der Beruf des Redakteurs war im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts zu einem Massenberuf geworden – zu einem Beruf, den man ein Leben lang ausüben konnte und auf den man sich folglich vorzubereiten hatte (vgl. Requate 1995).

Als Karl Bücher dem sächsischen Kultusministerium 1915 die Gründung eines Instituts für Zeitungskunde an der Universität Leipzig vorschlug, konstatierte er einen «Tiefstand des Zeitungswesens» und sah als einzigen Ausweg «die Erziehung eines Journalistenstandes», der «in wissenschaftlicher, technischer und sittlicher Hinsicht seinen grossen Aufgaben gewachsen ist» (vom Bruch 1980: 604). Büchers Studienplan ähnelte dem Modell von Adolf Koch: ein normales Hochschulstudium plus Vorlesungen über das Zeitungswesen plus berufspraktische Übungen. Bis zu seinem Tod hat Karl Bücher immer wieder betont, dass es ihm ausschliesslich um die Journalistenausbildung gegangen sei und nie und nimmer um die Begründung eines neuen Fachgebiets (vgl. Meyen & Löblich 2006: 52–55). Gegen diese Beteuerungen sprechen nicht nur seine Bemühungen um die organisatorische Absicherung des Instituts. Bücher gründete eine Schriftenreihe («Abhandlungen aus dem Institut für Zeitungskunde an der Universität Leipzig»), führte 24 zeitungswissenschaftliche Doktoranden zur Promotion (Meyen 2002: 148) und legte eine Sammlung seiner wichtigsten Aufsätze zum Pressewesen vor (Bücher 1926). Dies hebt ihn ebenso aus der Generation der «Ahnen» heraus wie die Tatsache, dass das Fach in Heidelberg, Zürich und Bern entweder gar nicht oder erst sehr viel später dauerhaft etabliert werden konnte. Wie die anderen «Ahnen» hatte Bücher allerdings keine Professur für Zeitungskunde oder Zeitungswissenschaft. 1916 war er fast 70 Jahre alt und damit im Emeritierungsalter.

### 3. Die Gründerväter: Am Katzentisch der Universität

Die eigentlichen «Gründerväter» des Fachs waren deutlich jünger als Karl Bücher. Zu dieser Generation gehören die ersten Professoren: der Literaturhistoriker Karl d'Ester (1881 bis 1960), der 1924 nach München berufen wurde, der Kunsthistoriker Erich Everth (1878 bis 1934), ab 1926 Lehrstuhlinhaber in Leipzig, sowie die Historiker Emil Dovifat (1890 bis 1969), von 1928 bis 1959 mit kurzen Unterbrechungen Professor in Berlin, und Karl Weber (1880 bis 1961), der ab 1928 als Privatdozent in Zürich lehrte, 1938 dort zum Titularprofessor ernannt wurde und ausserdem 1942 in Bern eine ausserordentliche Professor für Journalistik erhielt (Meier 2005: 130–131). Abgesehen von d'Ester, der aus dem Schuldienst kam, hatten die «Gründerväter» genau wie die «Ahnen» Erfahrungen im Journalismus. Dovifat hatte als Redakteur gearbeitet und sich im Reichsverband der Deutschen Presse engagiert (vgl. Benedikt 1986). Everth konnte bei seiner Berufung 17 Jahre Pressepraxis vorweisen (unter anderem als Leitartikler und Chefredakteur), aber keine zeitungswissenschaftliche Veröffentlichung. Karl Weber wechselte 1930 von den «Basler Nachrichten» zur «Neuen Zürcher Zeitung», für die er auch als Professor weiter schrieb (Klaus 1962: 13). Wie Dovifat war Weber ausserdem Ständepolitiker (im Verein der Schweizer Presse).

Auch in München wollte der bayerische Landtag für das Institut für Zeitungskunde am liebsten einen «erfahrenen Praktiker» gewinnen. Die Universitätsgremien rückten jedoch die Ausbildungsfrage in den Hintergrund, ersetzten *Zeitungskunde* durch *Zeitungswissenschaft* und wünschten ausdrücklich einen habilitierten Kandidaten (vgl. Roegele 1974/75). Diese Voraussetzung erfüllte nur Karl d'Ester, der über das «Zeitungswesen in Westfalen» promoviert hatte, anschliessend als Gymnasiallehrer pressehistorisches Material sammelte und sich hier mit dem Historiker Aloys Meister (1866 bis 1925) traf, der in Münster ein Zeitungsseminar aufbaute. D'Ester wurde dort 1919 als Privatdozent mit einer Lehrbefugnis für «Historische Zeitungskunde und Geschichte der öffentlichen Meinung» zugelassen, sammelte weiter Presseausschnitte sowie alte Zeitungen und Zeitschriften und schaffte dann auch in München nicht den Schritt zur Systematisierung und zur theoretischen Reflexion (Bohrmann & Kutsch 1981: 596). 1928 forderte er zwar, «die

Wissenschaft von der Zeitung als selbständige Disziplin zu schaffen», warnte aber im gleichen Atemzug vor «unbesonnener Überstürzung». Bevor man «an die Lösung wichtiger theoretischer Fragen» denken könne, müssten «die einzelnen Objekte» gesammelt und beschrieben werden (d'Ester 1928: 10, 127–128, 132, 136). Anstatt eines wissenschaftlichen Werks hinterliess Karl d'Ester eine gewaltige Privatsammlung.

Dieses Beispiel ist hier so ausführlich geschildert worden, weil es das Dilemma dieser Generation zeigt. Die «Gründerväter» sollten an der Universität ein Fach vertreten, das es in ihrer Studienzeit noch nicht gab und das personell und finanziell so schlecht ausgestattet war, dass an theoretische Fundierung, Nachwuchsarbeit oder gar Schulbildung kaum zu denken war. Wie katastrophal die Lage war, verdeutlicht erneut ein Blick nach München. 1931 beklagte Karl d'Ester in einer Denkschrift an das Bayerische Kultusministerium das Fehlen jeglicher Unterstützung und die «Verschwendung von Kräften», da er «nicht nur Vorstand, sondern auch noch Archivar, Bibliothekar, Schreiber und Ordnungsmann in einer Person sein soll» (Meyen & Löblich 2006: 56). Seine Wünsche nach einem Assistenten, einer Sekretärin, geeigneten Räumen und einem ausreichenden Etat wurden erst nach 1933 erfüllt. Der Platz am Katzentisch der Universität hatte ebenso Folgen für die Ausrichtung des Fachs wie die Notwendigkeit, sich wissenschaftlich zu rechtfertigen. Zuallererst hatte die Zeitungswissenschaft ihre Existenz zu legitimieren. Hans Bohrman hat mit dieser Angst um das Überleben begründet, warum die «Gründerväter» für die Zeitungswissenschaft einen eigenen Gegenstand und eine eigene Methode reklamierten, immer wieder dogmatisch die Eigenständigkeit des Fachs betonten und den Dialog mit den Nachbardisziplinen verweigerten (Bohrman 1986: 104).

Ging es den «Ahnern» noch ausschliesslich um eine akademische Journalistenausbildung, war die Haltung der «Gründerväter» zu diesem Thema ambivalent. Erich Everth sagte in seiner Leipziger Antrittsvorlesung, das Institut müsse «ein Seminar für wissenschaftliche Arbeit sein» und «nicht bloss eine Fachschule für angehende Journalisten» (Everth 1927: 7). Emil Dovifat soll noch in den 1950er Jahren allen Erstsemestern, die Journalist werden wollten, zu einem Fachwechsel geraten haben. Im Gegensatz zu den «Ahnern» und auch zu den Ordinarien, Honorarprofessoren oder

Lektoren, die im Nebenamt eines der Institute des neuen Fachs leiteten (vgl. Kutsch 1988), hatten die «Gründerväter» Professuren, die ausdrücklich der Zeitungswissenschaft gewidmet waren. Sie mussten sich folglich auch als Wissenschaftler beweisen (vgl. Meier 2005: 134–136) und taten das mit der Erkenntnisperspektive, den Methoden und dem Rollenverständnis, die sie sich im Studium und in ihrer ersten Karriere angeeignet hatten. Karl d’Ester sammelte das Materialobjekt Zeitung, hielt seine Studierenden an, das gleiche zu tun, und war ihnen ein väterlicher Freund (vgl. Bohrmann & Kutsch 1981), Erich Everth erarbeitete seine «Theorie der Öffentlichkeit und der Interessen» (Averbeck 2002) an einem historischen Beispiel und liess pressegeschichtliche Dissertationen schreiben (vgl. Bohrmann & Kutsch 1979), und der Standespolitiker und Journalist Dovifat entwickelte eine Lehre von der «publizistischen Persönlichkeit» und steckte einen Grossteil seiner Kraft in eine öffentliche Vorlesung für Hörer aller Fakultäten, die ihm neben dem Publikumserfolg ein Forum für seine rhetorischen Fähigkeiten bot.

Die Generation der «Gründerväter» war sehr klein, teilweise untereinander zerstritten (vgl. Stöber 2002) und vielleicht deshalb weder in der Lage, eine Fachgesellschaft zu gründen, noch eine Fachzeitschrift, die diesen Namen verdient. Karl d’Ester war zwar Mitherausgeber der «Zeitungswissenschaft», die von 1926 bis 1944 erschien, Motor des Blattes aber war d’Esters Freund Walther Heide (1894 bis 1945), Praktiker und dann im Dritten Reich Präsident des Deutschen Zeitungswissenschaftlichen Verbandes (Bohrmann & Kutsch 1975; Kutsch 1988: 4). Erich Everth wurde im Frühjahr 1933 beurlaubt (vgl. Averbeck 2002; Kutsch 1988: 13). Die anderen «Gründerväter» lehrten noch in den 1950er Jahren und überlebten damit die meisten ihrer «Kinder».

#### 4. Die «Erstgeborenen»: Eine verlorene Generation

Als «Erstgeborene» werden hier Gruppen mit sehr unterschiedlichen Lebensläufen zusammengefasst:

- Emigranten wie Walter Auerbach (1905 bis 1975) oder Emil Willems (1905 bis 1997), die meist um die Jahrhundertwende oder wenig später geboren worden waren, in der zweiten Hälfte der 1920er Jahre

- Zeitungswissenschaft (oft im Nebenfach) belegten und dann durch die Nationalsozialisten um die Chance auf eine akademische Karriere gebracht wurden (vgl. Averbeck 2001);
- Gleichaltrige wie Hans Amandus Münster (1901 bis 1963) oder Hans Traub (1901 bis 1943), die ihre Laufbahn im Dritten Reich fortsetzen konnten (was für Münster, der 1934 den Leipziger Lehrstuhl bekam, sicher sehr viel stärker gilt als für Traub, dem die Universität Greifswald 1937 die Lehrbefugnis entzog, weil seine Grossmutter Jüdin war) und
  - die «fehlende Generation» (Lerg 1965) – etwas jüngere Zeitungswissenschaftlern wie Hubert Max (1909 bis 1945), Karl Oswin Kurth (1910 bis 1981), Wilmont Haacke (Jahrgang 1911) oder Gerhard Eckert (Jahrgang 1912), die sich im Dritten Reich habilitierten oder auf Professuren berufen wurden.

Bei allen Unterschieden zwischen diesen Gruppen gibt es eine wichtige Gemeinsamkeit: Während die «Ahnen» und die «Gründerväter» der Disziplin in anderen Fächern sozialisiert worden sind, haben die «Erstgeborenen» Zeitungskunde bzw. Zeitungswissenschaft studiert oder begannen ihre akademische Karriere an einer der akademischen Einrichtungen des neuen Fachs. Diese Generation konnte nicht auf die Erkenntnisperspektive und die Weihen einer «Mutterdisziplin» zurückgreifen und musste deshalb daran interessiert sein, die Reputation der Zeitungswissenschaft zu verbessern und ein eigenes Formalobjekt zu entwickeln (vgl. Lacasa 2007). Die «Erstgeborenen» wollten zunächst Journalist werden und haben in der Regel auch wenigstens zeitweise in einer Redaktion gearbeitet, sie wussten aber, dass ihnen auch das neue Universitätsfach eine berufliche Perspektive bieten konnte, und kannten die Schwachstellen des Studiums oft aus eigener Erfahrung. Karl Jaeger (1897 bis 1926), Promovend von Karl Bücher, hatte in Leipzig erlebt, wie Praktiker den Studierenden journalistisches Arbeiten beibringen wollten. Im Rückblick meinte er, dass solche Kurse «nur ein schwaches Abbild der Berufspraxis» sein könnten, und klagte, dass es bisher an der Universität maximal «Materialienkunde» gegeben habe (Jaeger 1926: 36, 65). Wie Erich Everth wollte Jaeger das Fach nicht mehr durch den Bedarf an gut ausgebildeten Journalisten legitimiert sehen, sondern durch die Bedeutung des Gegenstands. Sein Erkenntnisziel leitete er

aus der «Funktion» der Presse als «Organ der menschlichen Gemeinschaft» ab: die Zeitung «als Ausdrucksmittel des gesellschaftlichen Bewusstseins» (Jaeger 1926: 66). Für die Untersuchung dieses Gegenstands schlug er bereits statistische und empirische Verfahren vor (Jaeger 1926: 68).

Jaegers Thesen von einer «publizistischen Wissenschaft» wurden Ende der 1920er Jahre von einem interdisziplinären Milieu aufgenommen, das zwischen Zeitungswissenschaft und Soziologie entstand und in dem vor allem Studenten und Doktoranden die «Vermittlung» von Nachrichten und Meinungen untersuchten und dabei Kommunikation als Prozess mit verschiedenen Dimensionen betrachteten (Averbeck 2001: 7–8). Um 1900 geboren, waren diese Nachwuchswissenschaftler in einer ganz anderen Medienumwelt aufgewachsen als die «Ahnen» und die «Gründerväter» – in einer Welt, zu der das Kino, Illustrierte und bald auch der Hörfunk gehörten. Auch wenn viele Vertreter dieses Milieus Deutschland verlassen mussten oder nicht an der Universität bleiben konnten, ging die sozialwissenschaftliche Orientierung auch dann nicht ganz verloren, als der Deutsche Zeitungswissenschaftliche Verband die Beschränkung auf das Materialobjekt Zeitung forderte. Hans Amandus Münster, der mit Hilfe der nationalsozialistischen Studentenvereinigung und ohne Habilitation auf den Leipziger Lehrstuhl gekommen war und danach fragte, welches der «Führungsmittel» das wirksamste sei, liess seine Studenten kleine geschlossene Gruppen beobachten und interviewen. Dabei wurden nicht nur alle Medienangebote einbezogen, sondern auch die Lebensgewohnheiten und die wirtschaftlichen Verhältnisse der Befragten (vgl. Meyen 2001: 47–48).

Es ist hier nicht der Ort, die Karrieren nachzuzeichnen, die der Nationalsozialismus einzelnen Zeitungswissenschaftlern ermöglicht hat (vgl. Kutsch 1984). Durch die Nähe zur Politik haben sich das Fach und seine Vertreter kompromittiert. Die meisten Institute wurden nach dem Krieg abgewickelt, und die meisten Dozenten verloren ihre Stellen (vgl. Bohrmann 2002). Von den Habilitierten aus der NS-Zeit hat in der Bundesrepublik nur Wilmont Haacke eine Professur bekommen (1963 in Göttingen). Dass alle anderen «Erstgeborenen» für das Fach verloren waren, gilt nicht nur für die Personen, sondern weitgehend auch für ihre wissenschaftlichen Arbeiten. Nach 1945 richtete sich der Blick der diskreditierten deutschen Fachgemeinschaft in die USA.



## 5. Die «Neugründer»: Empirie ohne Ausbildung

Diese Generation ist den «Gründervätern» ähnlicher als den «Erstgeborenen». Wie d'Ester, Everth, Weber oder Dovifat haben die «Neugründer» in der Regel ein anderes Fach studiert, waren vor ihrer Berufung kaum mit der Zeitungs- oder Publizistikwissenschaft in Berührung gekommen und wurden in erster Linie wegen ihrer Reputation als Journalisten oder Medienmanager Professor. Otto B. Roegele, Chefredakteur des «Rheinischen Merkur», soll nach seiner Berufung gesagt haben, er wisse weder, was das Fach sei, noch was in München auf ihn zukomme (Wagner 2004: 184).

Die Generation der «Neugründer» war gross genug, um eine Fachgesellschaft zu gründen (die Deutsche Gesellschaft für Publizistik- und Zeitungswissenschaft, 1963). Anders als bei den «Gründervätern» war das Fach jetzt ausserdem kein «unbeschriebenes Blatt» mehr. Es gab Fachliteratur (auch aus den USA) und eine Krisen-Situation. Die Universitäten hatten die politisch motivierten Eingriffe in die Zeitungswissenschaft nicht vergessen – die Berufung von NS-Aktivisten, die eingeschränkte wissenschaftliche Perspektive, das Zuschancen von Ressourcen und akademischen Rechten. Emil Dovifat und Karl d'Ester hatten in den Fakultäten eine so schwache Position, dass es ihnen nicht gelang, Habilitationsverfahren durchzusetzen, obwohl sie auf eine Professorenlaufbahn von rund drei Jahrzehnten zurückblicken konnten. 1960 empfahl der Wissenschaftsrat, das «Sondergebiet» Publizistik nur noch an den Universitäten Berlin und München zu pflegen (Kutsch & Pöttker 1997: 7–8).

Wie stark die Fach- und Universitätsfremden, die in dieser Situation berufen wurden, die eingangs beschriebene «sozialwissenschaftliche Wende» vorantrieben, hing vom Zeitpunkt der Berufung, vom Berufungsalter und von der Herkunftsdisziplin ab. Eigene Erfahrungen mit empirischen Forschungsmethoden brachten nur Elisabeth Noelle (Jahrgang 1916) und Hertha Sturm (1925 bis 1998) mit. Sturm war ZDF-Abteilungsleiterin, habilitierte sich 1967 für Psychologie und wurde 1974 Professorin in München. Noelle gehört eigentlich noch zur Generation der «Erstgeborenen». Sie hatte 1940 bei Emil Dovifat mit einer Arbeit über «Amerikanische Massenbefragungen» promoviert, anschliessend als Journalistin gearbeitet und 1947 das Institut für Demoskopie in Allensbach gegründet. Ein wichtiger Auftraggeber war dort der Süddeutsche

Rundfunk (vgl. Meyen 2001: 62–63; Noelle-Neumann 2006). Intendant Fritz Eberhard (1896 bis 1982), ein promovierter Ökonom, leitete ab 1961 das Berliner Institut, gab Noelle einen Lehrauftrag und half so, dass sie 1964 nach Mainz berufen werden konnte. Wie Otto B. Roegele (1920 bis 2005), ab 1963 Professor in München, und Franz Ronneberger (1913 bis 1999), ab 1964 in Nürnberg, war Noelle sehr viel jünger als Eberhard oder als der niederländische Verleger Henk Prakke (1960 bis 1992), der ab 1960 in Münster lehrte, und konnte auch deshalb das Fach stärker prägen.

Alle genannten «Neugründer» sahen sich zwar in einer Linie mit den «Ahnen» und den «Gründervätern» des Fachs (vgl. exemplarisch Roegele 1974/75), forderten und förderten aber zugleich die Rezeption der US-amerikanischen Forschungsliteratur und den Einsatz empirischer Verfahren. Selbst der Historiker Otto B. Roegele, der ein eher essayistisches wissenschaftliches Werk hinterliess (vgl. Loeblich 2004a) und sich auch als Professor vor allem als Publizist sah, schrieb im Rückblick, dass eine Karriere im Fach ohne empirische Forschung nicht mehr denkbar gewesen sei (Roegele 1997: 89).

Harry Pross (Jahrgang 1923), von 1968 bis 1983 Lehrstuhlinhaber in Berlin, gehört deshalb nur mit Einschränkungen zu den «Neugründern». Er kam zwar wie seine Generationengenossen als prominenter Journalist an die Universität (er war Chefredakteur von Radio Bremen), blieb aber Theoretiker. Ähnliche Einschränkungen gibt es bei den Historikern Hanns Braun (1893 bis 1966), von 1954 bis 1961 Professor in München, und Siegfried Frey (1901 bis 1967), der von 1952 bis 1967 in Bern und Zürich Journalistik lehrte. Beide waren relativ alt, ausgebildete Geisteswissenschaftler und auch als Hochschullehrer eher praktisch orientiert (vgl. Löblich 2004b; Meier 2005: 136–138). Walter Hagemann (1900 bis 1964), der von 1946 bis 1959 das Münsteraner Institut leitete, knüpfte dort zwar an die Erhebungen des «Erstgeborenen» Hans Amandus Münster an (vgl. Schütz 2002: 89–90), blieb damit aber im Kreis der «Gründerväter» d’Ester und Dovifat allein. Günter Kieslich (1924 bis 1971), der 1968 nach Salzburg berufen wurde, hatte bei Hagemann studiert und promoviert und ist deshalb eher ein «Jungtürke» als ein «Neugründer». Auch Kurt Paupié (1920 bis 1981), ab 1969 Ordinarius in Wien, war ausgebildeter und sogar habilitierter Zeitungswissenschaftler.

## 6. Die «Jungtürken»: Parallelen zu den «Erstgeborenen»

Den Namen für diese Generation hat Walter J. Schütz (Jahrgang 1930) geprägt, der wie Kieslich bei Hagemann gearbeitet hat, von 1956 bis 1993 Redakteur der «Publizistik» war und das Fach ab 1960 aus dem Bundespresseamt förderte. «Jungtürken»<sup>2</sup> waren für Schütz die Assistenten und Doktoranden der «Neugründer» – Leute in seinem Alter, die sich auf eine Universitätskarriere vorbereiteten und deshalb bei den Tagungen der Fachgesellschaft all das diskutierten, was einer solchen Karriere im Wege stand: die geringe Reputation der Publizistik- oder Kommunikationswissenschaft, die schlechte Ausstattung mit Professuren und Mittelbaustellen, den einsetzenden Studentenandrang. Die Generation der «Jungtürken» hat den Ausbau des Fachs in den 1970er und 1980er Jahren aktiv mitgestaltet, von ihm profitiert und inhaltlich das umgesetzt, was die Generation der «Neugründer» in aller Regel nur als Ziel vorgeben konnte.

Die «Jungtürken» sind zwischen 1930 und 1940 geboren und haben den Krieg und das Chaos sowie die Not der Nachkriegsjahre als Kinder oder Jugendliche erlebt. In der Regel haben sie in den späten 1950er und frühen 1960er Jahren Publizistik- oder Zeitungswissenschaft (und sei es im Nebenfach) studiert, um Journalist zu werden, und oft nebenbei oder danach auch in einer Redaktion gearbeitet. Auf die empirische Sozialforschung stiess diese Generation nicht bei den «Neugründern» Pranke, Eberhard oder Braun und erst recht nicht bei «Gründervater» Dovifat, sondern in der Soziologie, in den Wirtschaftswissenschaften oder in Berlin bei der Lehrbeauftragten Elisabeth Noelle. Wolfgang Langenbucher (Jahrgang 1938), der in München Zeitungswissenschaft studierte, sagte in einem Interview, er habe bei dem Soziologen Emerich Francis (1906 bis 1994) «das erste Mal etwas von Kommunikationswissenschaft gehört. Hovland und diese Geschichten» (Langenbucher 2004: 200–201). Was Francis für die Münchener war, waren die Soziologen Heinz Hartmann

<sup>2</sup> Der Begriff «Jungtürken» stand ursprünglich für die Reformer, die ab dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts das vom Zerfall bedrohte Osmanische Reich modernisieren wollten. 1956 sprach eine Gruppe von «Jungtürken» in der FDP, zu der unter anderem Wolfgang Döring und Walter Scheel gehörten, gemeinsam mit der SPD im Landtag von Nordrhein-Westfalen Ministerpräsident Karl Arnold (CDU) das Misstrauen aus. Schütz war damals Student in Münster.

(Jahrgang 1930) und Niklas Luhmann (1927 bis 1998) für Klaus Merten (Jahrgang 1940), der in Münster studierte.

Als die «Jungtürken» Hilfskräfte, Mitarbeiter oder Assistenten wurden, war an eine Professoren-Laufbahn nicht zu denken. Wolfgang Langenbucher: «Es gab dieses Karrieremuster gar nicht, es gab kaum Institute, kaum Stellen» (Langenbucher 2004: 204). Der Imagegewinn, den die «Neugründer» dem Fach bescherten, änderte diese Situation (wenn auch langsam) und färbte auf die «Jungtürken» ab. Nach mehr als zwei Jahrzehnten gab es wieder Habilitationen im Fach: Kurt Koszyk (Jahrgang 1929) und Jörg Aufermann (Jahrgang 1940) in Berlin, Winfried B. Lerg (1932 bis 1995), Michael Schmolke (Jahrgang 1934) und Franz Dröge (1937 bis 2002) in Münster, Ulrich Saxer (Jahrgang 1932) und Christian Padrutt (1934 bis 1975) in Zürich, Hansjürgen Koschwitz (Jahrgang 1933) in Göttingen, Heinz-Dietrich Fischer (Jahrgang 1937) in Bochum, Wolfgang R. Langenbucher und Hans Wagner (Jahrgang 1937) in München, Winfried Schulz (Jahrgang 1938) in Mainz, Manfred Rühl (Jahrgang 1934) in Nürnberg. Rühl war schon Professor in Hohenheim, als er in das Verfahren ging. Der (moderate) Ausbau des Fachs sorgte dafür, dass seine Generationsgenossen in aller Regel kurz nach der Habilitation berufen wurden.

Während ihres Studiums haben die «Jungtürken» Professoren erlebt, die zwar Persönlichkeiten waren, aber sich nur selten als wissenschaftliche Leitfiguren eigneten. Als Ulrich Saxer Anfang der 1960er Jahre nach Zürich kam, um «den Journalismus zu hinterfragen», den er bei der *Neuen Zürcher Zeitung* und beim Hörfunk kennen gelernt hatte, gab es an der Universität «so gut wie nichts» (abgesehen von Siegfried Frey). «Man suchte Leute, die so etwas machen», sagte Saxer in einem Interview. «Da ich mich für das Gebiet interessiert habe, hatte ich Chancen.» Noch Mitte der 1970er Jahre habe man versucht, sein Publizistisches Seminar zu «kassieren», aber er, Saxer, sei «einfach da» gewesen und habe «nicht wegdiskutiert werden» können.

Das Gefühl, in einem zweitklassigen Fach zu arbeiten, konnte für das Selbstverständnis dieser Generation ebenso wenig folgenlos bleiben wie das Faible für den Journalismus. Ohne den Wunsch nach Legitimation und institutionellem Ausbau sind das Fehlen einer ausgeprägten Streitkultur sowie die Orientierung an den Naturwissenschaften und an der

empirisch-quantitativ arbeitenden Massenkommunikationsforschung in den USA nicht zu verstehen. Dass die Kommunikationswissenschaft «sich heute im Kern als eine theoretisch und empirisch arbeitende Sozialwissenschaft mit interdisziplinären Bezügen» versteht (DGPuK 2001), ist das Werk der «Jungtürken». Ab Mitte der 1970er Jahre haben Vertreter dieser Generation ausserdem an einer ganzen Reihe von Hochschulen neue Studiengänge für die Vorbereitung auf den Journalismus eingerichtet oder wenigstens mit aufgebaut (zum Beispiel Langenbucher in München, Koszyk in Dortmund, Rühl erst in Hohenheim und dann in Bamberg, Dieter Ross [Jahrgang 1936] in Hamburg und Schütz in der Hannoveraner Vorbereitungscommission). Wie vier Jahrzehnte zuvor die «Erstgeborenen» haben die «Jungtürken» über den Gegenstand und den Theoriehorizont einer Kommunikationswissenschaft diskutiert (vgl. exemplarisch Noelle-Neumann 1975; Saxer 1980; Rühl 2004), sich von anderen Disziplinen abgegrenzt und «die indirekte, durch Massenmedien vermittelte, öffentliche Kommunikation» in das Zentrum des Fachs gerückt (DGPuK 2001). Nimmt man die Parallele zu den «Erstgeborenen» ernst, dann setzt eine solche Positionierung offenbar neben einer Dauerstelle im akademischen Betrieb eine Ausbildung im Fach selbst voraus.

## 7. Das Fach heute: Vielfalt und eine «kommende» Generation

Die meisten «Neugründer» sind inzwischen gestorben, und mit Wolfgang R. Langenbucher hat der letzte der «Jungtürken» im Sommer 2006 die Lehrkanzel verlassen. Der Abgang dieser beiden dominanten Generationen hat die Selbstverständnis-Debatte im Fach angeheizt. Dass inzwischen keine Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft ohne dieses Thema auszukommen scheint, dürfte auch damit zu tun haben, dass das lange sehr einfache Generationsgefüge durch Neugründungen und den personellen Ausbau der bestehenden Fachinstitute unübersichtlich geworden ist und dass ausserhalb der Strukturen der sozialwissenschaftlich orientierten Kommunikationswissenschaft ein geisteswissenschaftlicher Konkurrent entstanden ist. Die Nachfrage der Studierenden nach attraktiven Berufen im Medienbereich, der schrumpfende Markt für die Lehrerausbildung und die schrittweise Delegitimierung der Literatur als Leitmedium des Bildungsbürgertums

haben dazu geführt, dass die Germanistik ab Ende der 1970er Jahre ihren Gegenstandsbereich erweitert und sich zumindest in Teilen als Medienwissenschaft neu erfunden hat. Institutionell gefördert wurde diese Entwicklung durch den Sonderforschungsbereich Bildschirmmedien in Siegen, den die Deutsche Forschungsgemeinschaft 1985 eingerichtet hat. Dieser Sonderforschungsbereich hatte ausdrücklich das Ziel, zur «Etablierung einer historisch, ästhetisch und pragmatisch orientierten Medienforschung beizutragen».

Der Wandel zur Mediengesellschaft, der Studentenandrang, die deutsche Vereinigung und sicher auch ihre wissenschaftlichen Leistungen haben auch der Kommunikationswissenschaft im deutschsprachigen Raum zwei enorme Schübe beschert. Da die Nachwuchsproduktion anders als in den frühen 1970er Jahren mit dem Wachstum nicht Schritt halten konnte, wurden wie schon zu Zeiten der «Gründerväter» und der «Neugründer» Professoren berufen, die in anderen Disziplinen sozialisiert worden sind, teilweise auch aus ausseruniversitären Einrichtungen. Die Altersstruktur der Fachvertreter deutet darauf hin, dass vor allem die Geburtsjahrgänge zwischen 1941 und 1950 überdurchschnittlich grosse Berufungschancen hatten (Meyen 2004: 203). Neben Professoren wie Manfred Knoche (Jahrgang 1941), Jürgen Wilke, Hans Mathias Kepplinger (beide Jahrgang 1943), Walter Hömberg oder Hans-Jürgen Weiss (beide Jahrgang 1944), deren Werdegang stark an die Generation der «Jungtürken» erinnert, gibt es in dieser Kohorte Journalisten wie Michael Haller (Jahrgang 1945) oder Winfried Göpfert (Jahrgang 1943), der in Berlin sogar ohne Promotion auf eine C4-Stelle kam, und «Fachfremde» wie den Germanisten Werner Faulstich (Jahrgang 1946), die promovierte Literaturwissenschaftlerin und habilitierte Soziologin Margot Berghaus (Jahrgang 1943), den Ökonomen Jürgen Heinrich (Jahrgang 1941), den Lehrer und Künstler Helmut Korte (Jahrgang 1942), den Historiker Bernd Söseman (Jahrgang 1944) oder den Diplom-Mathematiker und promovierten Soziologen Friedrich Krotz (Jahrgang 1950).

Der direkte Weg aus dem Journalismus auf eine Lehrkanzel ist zwar inzwischen offenbar versperrt, das Nebeneinander von studierten Kommunikationswissenschaftlern und anders sozialisierten Vertretern setzt sich aber auch in den folgenden Geburtskohorten fort. Dies gilt selbst für die Jahrgänge ab 1960, obwohl sich der Ausbau des Fachs in den letzten

Jahren spürbar verlangsamt und die Zahl der Habilitationen sprunghaft zugenommen hat. Verzeichnete die «Publizistik» zwischen 1966 und 1985 insgesamt 22 erfolgreiche Verfahren, waren es zwischen 1986 und 2005 genau doppelt so viele, davon allein 13 in den Jahren 2004 und 2005. Sechs der sieben Professoren, die Anfang 2006 40 Jahre oder jünger waren, haben Kommunikationswissenschaft oder Journalistik studiert oder sich wenigstens für das Fach habilitiert (die Ausnahme: Nicola Döring, Jahrgang 1968, eine habilitierte Psychologin, die sich heute vor allem mit der Sozialpsychologie des Internet und virtuellen Gemeinschaften beschäftigt). Diese «kommende» Generation ähnelt in vielem den «Erstgeborenen» und den «Jungtürken». Da es die Grösse des Faches inzwischen erlaubt, sich ohne «zweites Standbein» im Journalismus auf eine akademische Karriere vorzubereiten, dürfte diese Generation aber eine andere Einstellung zum Beruf des Journalisten mitbringen.

Wenn man bedenkt, welche Position die fachfremden «Gründungsväter» und «Neugründer» an der Universität hatten, wenn man weiss, dass erst die «Erstgeborenen» und dann vor allem die «Jungtürken» in der Lage waren, die Grenzen des Faches abzustecken und sich auf eine Erkenntnisperspektive zu verständigen, und wenn man ausserdem sieht, welche Folgen das Nebeneinander von unterschiedlich sozialisierten Fachvertretern für die Identitätsfindung der Disziplin hat, dann dürfte die Kommunikationswissenschaft dem anstehenden Generationswechsel mit Spannung entgegen sehen. Die künftigen Konturen des Faches sind trotzdem nur schwer vorherzusagen. Erstens ist das Fach inzwischen sehr viel grösser als in den späten 1920er und in den frühen 1970er Jahren, zweitens gibt es mit der Medienwissenschaft einen starken Konkurrenten um Studierende, Ressourcen und öffentliche Aufmerksamkeit, und drittens hat neben der Herkunftsdisziplin auch der Geburtsjahrgang Einfluss darauf, wie jemand Kommunikationswissenschaft definiert. Während Jürgen Wilke, Manfred Knoche und Hans Mathias Kepplinger in Mainz gewissermassen im «kleinen Kreis» studierten, dort «68» erlebten und den Gegenstand öffentliche Kommunikation in der Zeit des öffentlich-rechtlichen Rundfunkmonopols für sich entdeckten (vgl. Wilke 2005), sind viele der jüngeren Fachvertreter an «Massenuniversitäten» mit einem ungünstigen Betreuungsverhältnis gewesen und in einem kommerzialisierten Mediumfeld aufgewachsen. Was wird das für die Identität des Faches bedeuten?

## Literatur

- AVERBECK, S. (2001). Die Emigration der Zeitungswissenschaft nach 1933 und der Verlust der sozialwissenschaftlichen Perspektiven in Deutschland. *Publizistik* 46: 1–19.
- AVERBECK, S. (2002). Erich Everth: Theorie der Öffentlichkeit und der Interessen. In: KUTSCH, A. & AVERBECK, S. (Hrsg.). *Grossbothener Vorträge III*, Bremen: Edition Lumière: 9–31.
- AVERBECK, S. & KUTSCH, A. (2002). Thesen zur Geschichte der Zeitungs- und Publizistikwissenschaft 1900–1960. *Medien & Zeit* 17 (2/3): 57–66.
- BOURDIEU, P. (1998). *Vom Gebrauch der Wissenschaft. Für eine klinische Soziologie des wissenschaftlichen Feldes*, Konstanz: UVK.
- BENEDIKT, K.-U. (1986). *Emil Dovifat. Ein katholischer Hochschullehrer und Publizist*, Mainz: Matthias-Grünwald-Verlag.
- BETH, H. (1976). Kommunikationswissenschaft (Publizistik) in der Bundesrepublik Deutschland. In: H. BETH & H. PROSS. *Einführung in die Kommunikationswissenschaft*, Stuttgart: W. Kohlhammer: 9–34.
- BOHRMANN, H. (1986). Grenzüberschreitung? Zur Beziehung von Soziologie und Zeitungswissenschaft 1900–1960. In: PAPCKE, S. (Hrsg.). *Ordnung und Theorie. Beiträge zur Geschichte der Soziologie in Deutschland*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft: 93–112.
- BOHRMANN, H. (2002). Als der Krieg zu Ende war. Von der Zeitungswissenschaft zur Publizistik. *Medien & Zeit* 17 (2/3): 12–33.
- BOHRMANN, H. & KUTSCH, A. (1975). Der Fall Walther Heide. Zur Vorgeschichte der Publizistikwissenschaft. *Publizistik* 20: 805–808.
- BOHRMANN, H. & KUTSCH, A. (1979). *Pressegeschichte und Pressetheorie. Erich Everth (1878–1934)*. *Publizistik* 24: 386–403.
- BOHRMANN, H. & KUTSCH, A. (1981). Karl d’Ester (1881–1960): Anmerkungen aus Anlass seines 100. Geburtstages. *Publizistik* 26: 575–603.
- BOLDT, U. & STUTZ, R. (2006). Nutzen und Grenzen des historischen Generationenkonzepts für die Erforschung von Umbruchserfahrungen im späten Jugendalter. In: SCHÜLE, A.; AHBE, T. & GRIES, R. (Hrsg.). *Die DDR aus generationengeschichtlicher Perspektive. Eine Inventur*, Leipzig: Leipziger Universitätsverlag: 65–87.
- BROSIUS, H.-B. (2003). Kommunikationswissenschaft als empirisch-normative Sozialwissenschaft. In: RICHTER, H. & SCHMITZ, H. W. (Hrsg.). *Kommunikation – ein Schlüsselbegriff der Humanwissenschaften*, Münster: Nodus: 401–415.
- BRUCH, R. v. (1980). *Zeitungswissenschaft zwischen Historie und Nationalökonomie. Ein Beitrag zur Vorgeschichte der Publizistik als Wissenschaft im späten deutschen Kaiserreich*. *Publizistik* 25: 579–605.
- BÜCHER, K. (1926). *Gesammelte Aufsätze zur Zeitungskunde*, Tübingen: H. Laupp’sche Buchhandlung.
- BUDE, H. (2005). Qualitative Generationenforschung. In: FLICK, U., KARDORFF, E. v. & STEINKE, I. (Hrsg.). *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*, Reinbek: Rowohlt: 187–194.



- BUDE, H. (2002). Die Charismatiker des Anfangs. Helmuth Plessner, René König, Theodor W. Adorno und Helmut Schelsky als Gründer einer Soziologie in Deutschland. In: BURKART, G. & WOLF, J. (Hrsg.). *Lebenszeiten. Erkundungen zur Soziologie der Generationen*, Opladen: Leske+Budrich: 407–419.
- BURKART, G. & WOLF, J. (2002). Sozialgeschichte der Soziologie als Generationengeschichte. Einige Anmerkungen zur Generationsdynamik in der neueren deutschen Soziologie. In: BURKART, G. & WOLF, J. (Hrsg.). *Lebenszeiten. Erkundungen zur Soziologie der Generationen*, Opladen: Leske+Budrich: 421–435.
- D'ESTER, K. (1928). *Zeitungswesen*, Breslau: Ferdinand Hirt.
- D'ESTER, K. (1951). *Schwarz auf weiss. Ein Leben für die Jugend, die Wissenschaft und die Presse*, München: Pohl & Co.
- DGPuK (2001). *Die Mediengesellschaft und ihre Wissenschaft. Herausforderungen für die Kommunikations- und Medienwissenschaft als akademische Disziplin*, München: Deutsche Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft.
- DILTHEY, W. (1924). Über das Studium der Geschichte, der Wissenschaften vom Menschen, der Gesellschaft und dem Staat. In: DILTHEY, W. (Hrsg.). *Gesammelte Schriften*. Bd. V, Leipzig: Teubner: 31–73.
- EHMIG, S. (2000). *Generationswechsel im deutschen Journalismus. Zum Einfluss historischer Ereignisse auf das journalistische Selbstverständnis*, Freiburg & München: Alber.
- EVERTH, E. (1927). *Zeitungskunde und Universität*, Jena: Fischer.
- GÖPPNER, S. (2005). Die Zeitungswissenschaft an der Universität Zürich bis 1945: Institutionalisierung und theoretische Ansätze. In: SCHADE, E. (Hrsg.). *Publizistikwissenschaft und öffentliche Kommunikation. Beiträge zur Reflexion der Fachgeschichte*, Konstanz: UVK: 47–68.
- HARDT, H. (2002). Am Vergessen scheitern. Essay zur historischen Identität der Publizistikwissenschaft, 1945–68. *Medien & Zeit* 17 (2/3): 34–39.
- HEINTZ, B. (1993). Wissenschaft im Kontext. Neuere Entwicklungstendenzen der Wissenschaftssoziologie. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 45: 528–552.
- HERRMANN, U. (2006). Was ist eine «Generation»? In: SCHÜLE, A.; AHBE, T. & GRIES, R. (Hrsg.), *Die DDR aus generationengeschichtlicher Perspektive. Eine Inventur*, Leipzig: Leipziger Universitätsverlag: 23–39.
- JAEGER, K. (1926). *Von der Zeitungskunde zur publizistischen Wissenschaft*, Jena: Gustav Fischer.
- JARREN, O. (2000). Aufbruch und Umbruch. Situation und Perspektiven der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft in der Schweiz. *Medien Journal* 24/2: 10–18.
- KAESLER, D. (1984). *Die frühe deutsche Soziologie und ihre Entstehungsmilieus. Eine wissenschaftssoziologische Untersuchung*, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- KLAUS, F. (1962). Karl Weber als Geschichtsschreiber. In: *Baselbieter Heimatbuch*, Bd. IX, Liestal: 7–18.
- KUHN, T. S. (1962). *The Structure of Scientific Revolutions*, Chicago: University of Chicago.

- KUHN, T. S. (1976). Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen (2. Auflage mit dem Postscriptum von 1969), Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- KUTSCH, A. (Hrsg.) (1984). Zeitungswissenschaftler im Dritten Reich. Sieben biographische Studien, Köln: Hayit.
- KUTSCH, A. (1988). Die Emigration der deutschen Zeitungswissenschaft ab 1933. Anmerkungen zu einem vergessenen Thema. *Medien & Zeit* 3/1: 3–16.
- KUTSCH, A. & PÖTTKER, H. (Hrsg.) (1997). Kommunikationswissenschaft – autobiographisch. Zur Entwicklung einer Wissenschaft in Deutschland, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- LACASA, I. (2007). Entre ciencia y praxis. La Zeitungswissenschaft durante la República de Weimar. Los conceptos de «öffentliche Meinung» y «Öffentlichkeit», Bellaterra: Dissertation an der Universitat Autònoma de Barcelona.
- LANGENBUCHER, W. R. (2004). Journalistenhasser, Brigitte Mohnhaupt und die Münchener Schule. In: MEYEN, M. & LÖBLICH, M. (Hrsg.). 80 Jahre Zeitungs- und Kommunikationswissenschaft in München. Bausteine zu einer Institutsgeschichte, Köln: Halem: 198–213.
- LERG, W. B. (1965). Der Fall Hubert Max (1909–1945). Zur Typologie einer verlorenen Generation in der Wissenschaft. In: LERG, W. B.; SCHMOLKE, M. & STOLL, G. E. (Hrsg.). Publizistik im Dialog. Festgabe für Prof. Dr. Henk Prakke, Assen: Van Gorcum: 92–104.
- LIND, I. (2004). Aufstieg oder Ausstieg? Karrierewege von Wissenschaftlerinnen. Ein Forschungsüberblick, Bielefeld: Kleine.
- LÖBLICH, M. (2004a). Das Menschenbild in der Kommunikationswissenschaft, Münster: Lit.
- LÖBLICH, M. (2004b). Eine Fehlbesetzung? Die Berufung von Hanns Braun als Nachfolger Karl d’Esters in München. In: MEYEN, M. & LÖBLICH, M. (Hrsg.). 80 Jahre Zeitungs- und Kommunikationswissenschaft in München. Bausteine zu einer Institutsgeschichte, Köln: Halem: 66–89.
- LÖBLICH, M. (2007). German Publizistikwissenschaft and its Shift from a Humanistic to an Empirical Social Scientific Discipline. Elisabeth Noelle-Neumann, Emil Dovifat, and the Publizistik debate. *European Journal of Communication* 22: 69–88.
- MAIER-RABLER, U. (2000). Die ÖGK. Kommunikationswissenschaftliche Forschung in Österreich. *Medien Journal* 24/2: 4–7.
- MANNHEIM, K. (1928). Das Problem der Generationen. *Kölner Zeitschrift für Soziologie* 7: 157–185, 309–330.
- MANNHEIM, K. (1931). Wissenssoziologie. In: MANNHEIM, K. (Hrsg.). Ideologie und Utopia, Frankfurt/Main: Klostermann: 227–267.
- MAYER, K. U. (1992). Generationsdynamik in der wissenschaftlichen Forschung: Personen, Organisationen und Programme. In: MAYER, K. U. (Hrsg.). Generationsdynamik in der Forschung, Frankfurt/Main & New York: Campus: 9–31.
- MEIER, P. (2005). Im Spannungsfeld falscher Erwartungen: Entwicklungsgeschichte einer Fachdisziplin zwischen Wissenschaft und Praxis an der Universität Bern. In:

- SCHADE, E. (Hrsg.). Publizistikwissenschaft und öffentliche Kommunikation. Beiträge zur Reflexion der Fachgeschichte, Konstanz: UVK: 111–149.
- MEYEN, M. (2001). Hauptsache Unterhaltung. Mediennutzung und Medienbewertung in Deutschland in den 50er Jahren, Münster: Lit.
- MEYEN, M. (2002). Zeitungskundliche Dissertationen in Leipzig 1916 bis 1926. In: KOENEN, E. & MEYEN, M. (Hrsg.). Karl Bücher. Leipziger Hochschulschriften 1892–1926, Leipzig: Universitätsverlag Leipzig: 135–200.
- MEYEN, M. (2004). Wer wird Professor für Kommunikationswissenschaft und Journalistik? Ein Beitrag zur Entwicklung einer Wissenschaftsdisziplin in Deutschland. *Publizistik* 49: 194–206.
- MEYEN, M. & LÖBLICH, M. (2006). Klassiker der Kommunikationswissenschaft. Fach- und Theoriegeschichte in Deutschland, Konstanz: UVK.
- NOELLE-NEUMANN, E. (1975). Publizistik- und Kommunikationswissenschaft: ein Wissenschaftsbereich oder ein Themenkatalog?. *Publizistik* 20: 743–748.
- NOELLE-NEUMANN, E. (2006). Die Erinnerungen, München: Herbig.
- OBST, B. (1986). Das Ende der Presse-Enquete Max Webers. Der Heidelberger Professorenprozess von 1912 und seine Auswirkungen auf die deutsche Zeitungswissenschaft. In: BRUCH, R. v. & ROEGELE, O. B. (Hrsg.). Von der Zeitungskunde zur Publizistik. Biographisch-institutionelle Stationen der deutschen Zeitungswissenschaft in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, Frankfurt/Main: Haag+Herchen: 45–62.
- RENN, J. (1992). Die Rolle von Zeitfaktoren und Generationsdynamik für die wissenschaftlichen Erfolge Galileis und Einsteins. In: MAYER, K. U. (Hrsg.). Generationsdynamik in der Forschung, Frankfurt/Main & New York: Campus: 225–242.
- REQUATE, J. (1995). Journalismus als Beruf. Entstehung und Entwicklung des Journalistenberufs im 19. Jahrhundert. Deutschland im internationalen Vergleich, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- ROEGELE, O. B. (1974/75). Hochschule, Praxis und Journalistenausbildung. Zur Geschichte der Gründung des Münchner Instituts für Zeitungswissenschaft. *Publizistik* 19/20: 316–323.
- ROEGELE, O. B. (1997). Ausbreitung, Lähmung, Konsolidierung – München 1963–1985. In: KUTSCH, A. & PÖTTKER, H. (Hrsg.), Kommunikationswissenschaft – autobiographisch. Zur Entwicklung einer Wissenschaft in Deutschland, Opladen: Westdeutscher Verlag: 62–109.
- RÜHL, M. (2004). Ist eine Allgemeine Kommunikationswissenschaft möglich? Eine Autopolemik. *Medien & Kommunikationswissenschaft* 52: 173–192.
- SAXER, U. (1980). Grenzen der Publizistikwissenschaft. Wissenschaftliche Reflektionen zur Zeitungs-/Publizistik-/Kommunikationswissenschaft seit 1945. *Publizistik* 25: 525–543.
- SAXER, U. (2005). Zur Ausdifferenzierung von Lehre und Forschung der Publizistikwissenschaft: das Beispiel Schweiz. In: SCHADE, E. (Hrsg.). Publizistikwissenschaft und öffentliche Kommunikation. Beiträge zur Reflektion der Fachgeschichte, Konstanz: UVK: 69–110.

- SCHMIED, G. (1984). Der soziologische Generationsbegriff. Darstellung, Kritik und «Gewissenserforschung». *Neue Sammlung* 24/3: 231-244.
- SCHÜTZ, W. J. (2002). Neuanfang mit brauner Lektüre. Studienbedingungen nach 1945 – ein Erfahrungsbericht. *Medien & Zeit* 17 (2/3): 85–91.
- STÖBER, R. (2002). Emil Dovifat, Karl d’Ester und Walter Hagemann. Die Wiederbe-  
gründung der Publizistik in Deutschland nach 1945. *Medien & Zeit* 17 (2/3): 67–84.
- WAGNER, H. (2004). Aswerus, die DGPK und das zeitungswissenschaftliche Kollo-  
quium. In: MEYEN, M. & LÖBLICH, M. (Hrsg.). 80 Jahre Zeitungs- und Kommu-  
nikationswissenschaft in München. Bausteine zu einer Institutsgeschichte, Köln:  
Halem: 180–197.
- WEBER, M. (1964). Die «Objektivität» sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer  
Erkenntnis (1904). In: WEBER, M. & WINCKELMANN, J. *Soziologie – Weltgeschicht-  
liche Analysen – Politik* (3. Auflage), Stuttgart: Kröner: 186–262.
- WEIDENFELD, W. (1988). Historisch-politische Kultur. In: KNOPP, G. & QUANDT, S.  
(Hrsg.). *Geschichte im Fernsehen. Ein Handbuch*, Darmstadt: Wissenschaftliche  
Buchgesellschaft: 191–195.
- WILKE, J. (Hrsg.) (2005). *Die Aktualität der Anfänge. 40 Jahre Publizistikwissenschaft  
an der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz*, Köln: Halem.
- ZIMMER, A.; KRIMMER, H. & STALLMANN, F. (2007). *Frauen an Hochschulen: Winners  
among Losers. Zur Feminisierung der deutschen Universität*, Opladen, Farmington  
Hills: Barbara Budrich.

